

Ein kurzes Gespräch mit Martin Kohli, Gründer der Kohli Stiftung für Soziologie

Herr Kohli, Sie haben vor kurzem die Kohli Stiftung für Soziologie¹ gegründet. Wie kam es dazu?

Kohli: Meine Antwort auf Ihre Frage hat zwei Teile. Der erste Teil ist, dass ich mir überlegt habe, was ich mit meinen Ressourcen machen kann. Ich habe keine direkten Nachkommen und kann frei über mein Vermögen verfügen. Ich bin da nicht allein. Es gibt inzwischen viele Stiftungen, große und kleine, da ja auch die Kinderlosigkeit und zugleich der Anteil derer, die etwas spenden oder vererben können, zugenommen haben. Wir haben zum Glück eine lange Friedenszeit erlebt, Zeit, etwas aufzubauen. Viele möchten nun der Gesellschaft etwas zurückgeben – etwas, was uns weiterbringt. Was kann das sein?

Und da komme ich zum zweiten Teil der Antwort. Mir ist die Soziologie sehr wichtig. Wir betrachten sie vielleicht nicht mehr als die Schlüsselwissenschaft der Moderne (oder Postmoderne), aber sie ist nach wie vor unentbehrlich zum Verstehen und Verändern der Gesellschaft. Ich halte es für notwendig, dass die Soziologie eine solche Stiftung hat. Sie ist bei weitem nicht die einzige Stiftung, die es in den Sozialwissenschaften gibt, aber sie ist eine der wenigen, vielleicht in der Tat die einzige, die sich auf die Soziologie als spezifische Disziplin richtet. Sie kann und will dort mehr erreichen, als einzelne Projekte zu fördern oder Preise für Dissertationen oder Zeitschriftenartikel zu vergeben. Wir vergeben hauptsächlich einen großen Preis für Soziologie, einen kleineren Preis für soziologische Infrastrukturen und einige Postdoc-Stipendien. Natürlich können und wollen wir nicht mit den großen multidisziplinären Förderstiftungen konkurrieren. Aber die Soziologie braucht mehr Selbstbewusstsein als Fach und sollte auch in der Öffentlichkeit so wahrgenommen werden: als ein Fach, das preiswürdig ist – das ausgezeichnete Wissenschaft hervorbringt, die ausgezeichnet werden soll. Dazu möchten wir einen Beitrag leisten.

In der Satzung heißt es, die Kohli Stiftung für Soziologie »dient der Förderung der Soziologie als wissenschaftlicher Disziplin und ihrer interdisziplinären Verbindungen«. Wie nehmen Sie die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin wahr?

¹ *Anm. d. Redaktion:* Nähere Information finden Sie unter <https://kohlifoundation.eu/>

Kobli: Es ist ja umstritten, ob die Soziologie eine einheitliche wissenschaftliche Disziplin ist und sein kann. Ich denke, sie ist es nicht von selbst – dieser Status muss immer wieder erarbeitet werden, und auch dazu will die Stiftung im Rahmen ihrer Möglichkeiten beitragen. Es gibt innerhalb der Soziologie Tendenzen der Ausdifferenzierung der Ansätze und Themenfelder, die in Richtung Desintegration gehen. Aus meiner Sicht hat die Soziologie aber doch einen gemeinsamen Kern, der die einzelnen Teile verbinden kann und sie in einem weiteren Sinn zum Sprechen bringt. Die Organisationen des Faches haben hier ihre zentrale Aufgabe, um die soziologische Agenda als Ganzes herauszustellen und die Soziolog*innen dazu zu bringen, sich aufeinander zu beziehen. Dies ist eine Leistung, die nicht hoch genug zu schätzen ist und in der Vergangenheit nicht zuletzt von der DGS erbracht worden ist.

Ich konnte das selbst als Vorstandsmitglied der DGS in den 1980er Jahren mitverfolgen. Ich habe die Arbeit in der DGS als essenziell empfunden, weil es sonst wenig institutionelle Verbindungen gibt, die das Fach als Ganzes nach innen zusammenhalten und nach außen repräsentieren.

Der Stiftung geht es um beides: die Agenda nach innen zu stärken und nach außen sichtbar zu machen. Ich bin immer unglücklich darüber gewesen, dass sich Teile und Ansätze aus der Soziologie verselbständigen haben und es auf deutscher und europäischer Ebene auch zu Spaltungen zwischen den entsprechenden Fachgesellschaften gekommen ist. Die Stiftung möchte dazu beitragen, die Spaltung nicht weiter wachsen zu lassen. Natürlich hat jeder von uns und haben wir als Stiftung bestimmte Vorstellungen und Präferenzen, die in den eigenen Arbeiten mehr oder weniger erfolgreich umgesetzt werden. Die Stiftung will allerdings darüber hinaus gehen und versuchen, das Fach als Ganzes in den Blick zu nehmen.

Was verstehen wir in diesem Sinne unter Soziologie? Wir haben dazu in der Satzung eine sehr allgemeine Formulierung gewählt: »Soziologie wird verstanden als theoriegeleitete empirische Wissenschaft mit einem breiten Spektrum von Gegenständen und Perspektiven, aber immer auf der Grundlage klarer analytischer und methodischer Verfahren«. Das schließt vieles ein und manches aus. Nicht ausgeschlossen sind damit reine theoretische Arbeiten, auch wenn für die Stiftung die Verbindung zur – breit aufgefassten – Empirie im Vordergrund steht.

Noch ein Wort zu den interdisziplinären Verbindungen: Sie sind in beide Richtungen relevant. Die Soziologie kann ihren Nachbardisziplinen viel geben und von ihnen ebenso viel gewinnen. Ich habe in meiner

eigenen soziologischen Tätigkeit unterschiedliche empirische Verbindungen dieser Art geknüpft und auszuarbeiten versucht. Zunächst (in Zürich) ging dies in Richtung Psychologie; dann (in Konstanz) in Richtung Medienwissenschaften; dann, als ich ein Jahr in Princeton am *Institute for Advanced Study* verbringen konnte, in Richtung Kulturanthropologie und Demographie. Später in Berlin arbeitete ich viel mit Sozialhistorikern zusammen, was sich zu einem langjährigen Graduiertenkolleg der DFG unter dem Oberbegriff »Gesellschaftsvergleich« kristallisierte. Darin stand die Soziologie im Verbund mit Geschichtswissenschaft und Ethnologie – eine außerordentlich spannende Kombination. In Florenz am *European University Institute* fand ich mich schließlich mit Politolog*innen in einem Departement wieder, wo wir uns oft darüber stritten, ob die Politologie eigentlich eine Unterdisziplin der Soziologie sei und was ihren Anspruch auf Eigenständigkeit ausmache. Institutionell ist sie eigenständig und als solche auch sehr erfolgreich, erfolgreicher vielleicht als die Soziologie. Systematisch allerdings ist sie eigentlich als ein Teil einer umfassenden Wissenschaft von der Gesellschaft zu verstehen.

Sie blicken auf eine lange Berufstätigkeit als Professor für Soziologie zurück, unter anderem an der FU Berlin, der Universität Bremen und dem EUI in Florenz. Wie haben Ihre Erfahrungen in Forschung, Lehre und der soziologischen Gemeinschaft die Ausrichtung der Stiftung geprägt?

Kohl: Da muss ich etwas weiter zurückgehen. Ich habe am Anfang nach meinem Studienabschluss in Bern das intensive Bedürfnis verspürt, in die sogenannte »Praxis« zu gehen. Ich habe dann drei Jahre als Angestellter des Erziehungsministeriums des Kantons Zürich gearbeitet und dort Bildungsstatistik und Bildungsplanung betrieben. Bildung war der Hebel, über den wir damals die Gesellschaft verändern zu können glaubten. Planung die Methode dazu. Das ging einige Zeit gut, bis es bei mir dann doch eine starke Desillusionierung gab. Als mein Berner Doktorvater Kurt Lüscher nach Konstanz berufen wurde und mich fragte, ob ich als Assistent mitkommen möchte, habe ich ohne zu zögern ja gesagt.

Konstanz war eine wichtige Station in meinem beruflichen Lebenslauf: eine junge und kreative Universität, an die einige sehr originelle Köpfe berufen worden waren. Die prägende Figur in der Soziologie war Thomas Luckmann, und es gab auch weitere eindruckliche Vertreter der phänomenologischen und hermeneutischen Ansätze, auch in den geisteswissenschaftlichen Nachbarfächern. In Berlin war es eine andere Si-

tuation. Es gab intensive Debatten um Marxismus und Politische Ökonomie, aber im Binnenverhältnis blieb das lange Zeit unproduktiv – es war ein Institut, das seine Ressourcen nicht wirklich nutzte, sondern in Konflikten aufrieb. Zum Glück hatte ich einige Kollegen, mit denen sich eine interessantere Kommunikation ergab, Wolf Lepenies, Hans Joas, später Heiner Ganßmann. Und ich hatte die Möglichkeit, mit den außeruniversitären Institutionen, die sich zu dieser Zeit in Berlin bildeten, andere Forschungsschwerpunkte zu setzen. Hier waren für mich vor allem das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung und das WZB zentral. Durch meine Auslandsaufenthalte ergaben sich zudem Einblicke, die ich so in Berlin allein nicht hätte gewinnen können. Auch diese internationalen Dimensionen versuchen wir in der Stiftung zu betonen.

In der Lehre ist es uns dann gelungen, eine neue Struktur auf die Beine zu stellen, die in einen erfolgreichen Diplomstudiengang mündete. Leider wurde der Studiengang gegen Ende der 1990er Jahre durch eine Universitätsspitze unterbunden, die immer nochmals die Konflikte der 60er und 70er Jahre nachvollziehen wollte. Ich mich nicht zuletzt deshalb nach Florenz beworben, was sich im Nachhinein als sehr glücklich erwies. Mit dem EUI habe ich eine Institution gefunden, die ich außerordentlich bereichernd fand. Das betrifft die Kolleg*innen, mit denen man eng zusammenarbeitete, und die Doktorand*innen, die es nach Florenz zog und die wir selbst auswählen und ausbilden konnten. Die Zeit in Florenz war auch äußerlich eine sehr angenehme und luxuriöse Zeit, was die wunderbare Umgebung, das wissenschaftliche Ambiente und die ausgezeichneten institutionellen Bedingungen betraf.

In Berlin habe ich, wie erwähnt, angefangen, mich für die Institutionen des Faches zu engagieren, und habe als Vorstandsmitglied der DGS unter den Vorsitzenden Bernhard Schäfers und Wolfgang Zapf über die Soziologentage beziehungsweise Soziologiekongresse zur Institutionalisierung der Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Teildisziplinen und Flügeln des Faches beitragen können. In diese Zeit fielen auch die Wende und die Integration der DDR-Soziologie, die weitere vergleichende Dimensionen öffneten und in Berlin natürlich mit besonderer Wucht erlebbar waren. Dabei konnte man nicht von einer Wiedervereinigung sprechen, so wenig wie man dies auf staatlicher oder gesellschaftlicher Ebene tun konnte, weil es sich im Wesentlichen um eine Übernahme des Ostens durch den Westen handelte.

Später habe ich mich an der Gründung der *European Sociological Association* beteiligt und war zwei Jahre deren Präsident. Es ging hier nicht nur um eine Integration verschiedener Ansätze und deren aktivistische Vertreter*innen, sondern auch um eine Integration nationaler Soziologietraditionen und deren institutionellen Ausprägungen. Das gegenwärtige Resultat ist eine Spaltung in (mindestens) zwei Flügel und deren Organisationen: in Deutschland DGS und Akademie für Soziologie, auf europäischer Ebene ESA und *European Consortium for Sociological Research*. Der Begriff »soziologische Gemeinschaft« in Ihrer Frage mutet angesichts dieser Flügelkämpfe euphemistisch an, aber wir sollten uns nicht auf Dauer damit abfinden. Vielleicht wird dadurch deutlich, was mich zur Gründung der Stiftung bewogen hat: die Überzeugung, dass die Soziologie von ihren multiplen Perspektiven lebt, aber sich auch immer wieder zu einer gemeinsamen Agenda zusammenraufen und diese in der Öffentlichkeit sichtbar machen muss.

Wie schätzen Sie die Relevanz der Soziologie in der Öffentlichkeit ein und ist Ihnen das ein Anliegen?

Kohli: Die Leibniz-Preisträger*innen der letzten Jahre zeigen zwar, dass zumindest in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit das Ansehen der Soziologie und die Nachfrage nach ihren Leistungen zunehmen. Es gibt aber immer noch viele alte Vorurteile und abschätziges Haltungen. Die Soziologie ist auch weniger als die benachbarten Fächer in der Bildungs- und Medienlandschaft verankert. Das zeigt sich exemplarisch an der Gesellschaftslehre im Sekundarbereich – gerade im Unterschied zur Politologie, die die Sozialkunde praktisch monopolisiert hat. Auch im gepflegten Feuilleton ist die Soziologie oft nicht mehr als ein bequemer *punching ball*. Die Zeit, in der die Soziologie den anderen sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächern als Leitwissenschaft galt, ist schon lange vorbei. Andere Fächer – Geschichtswissenschaft, Philosophie, Politologie, nicht zu reden von der Ökonomie – sind in meiner Wahrnehmung erfolgreicher. Für die Stiftung ist es ein wichtiges Ziel, zur Änderung dieses Zustands beizutragen, indem sie preiswürdige Leistungen in die Öffentlichkeit bringt. Unsere Möglichkeiten dazu sind natürlich begrenzt, gerade wenn man es mit den großen Stiftungen vergleicht. Aber wir hoffen, durch unsere Konzentration auf die Soziologie zu zeigen, dass diese sich nicht in mehr oder weniger beliebigen Deutungen erschöpft, sondern systematische Forschung betreibt, die zu den großen Fragen Stellung

nehmen kann. Mir ist es immer wichtig gewesen, dass wir uns nicht einfach von der Tagesaktualität leiten lassen, sondern die wesentlichen Impulse auch aus der kognitiven Eigendynamik des Faches gewinnen. Man kann sicher nicht sagen, dass die Wissenschaft die gesellschaftliche Agenda bestimmt, aber sie sollte sich nicht von ihr instrumentalisieren lassen, sondern ihr mit der nötigen Distanz und Nachhaltigkeit begegnen.

Die Kohli Stiftung für Soziologie ist europäisch und international ausgerichtet. Welche Anregungen versprechen Sie sich daraus für die spezifisch deutsche Situation?

Kohli: Uns geht es nicht um die spezifisch deutsche Situation. Wir verstehen uns europäisch und global. Gewiss sind und bleiben die Nationalstaaten und die in ihnen institutionalisierten Wissenschaften zentrale Akteure, aber die Soziologie kann sich nicht mehr primär auf die Nationalgesellschaften beziehen. Sie muss diese vergleichend, europäisch und weltgesellschaftlich in den Blick nehmen. Diese Dimensionen gibt es seit langem, sie sind aber noch keineswegs erschöpft. Da bleibt viel zu tun.

Als Professor für Soziologie ist man nicht gerade für üppigen Wohlstand bekannt. Woher kommt das Vermögen der Kohli Stiftung für Soziologie?

Kohli: Das Vermögen für die Stiftung kommt aus zwei Quellen, zum einen aus dem Erbe von meinen Eltern und zum andern aus meiner eigenen Berufskarriere. Ich habe nicht so schlecht verdient – sogar als Soziologe – und erfolgreich investiert. Das geerbte Geld von meiner Familie ist im Übrigen nicht *old money*. Alle meine vier Großeltern sind als Bauernkinder aufgewachsen. Die beiden Buben waren nicht erbberechtigt und mussten deshalb etwas anderes machen. Mein Vater ist als Angestellter Chef eines mittelständischen metallverarbeitenden Unternehmens am Rande des Uhrendistrikts im schweizerischen Jura geworden. Das war zu einer Zeit, als die Lohnspreizung zwischen Arbeitern und Chefs noch wesentlich geringer war als heute, aber durch protestantische Lebensführung und geschicktes Investieren hat er das, was er verdiente, gemehrt. Jetzt kann ich daraus immerhin eine kleinere Stiftung finanzieren. Sie ist also ein Zwei-Generationen-Projekt.

Und schließlich: Was wünschen Sie sich für Ihre Stiftung?

Kohli: Ich wünsche mir, dass sie etwas zur Produktivität der Soziologie und zu ihrem Ansehen in der Öffentlichkeit beitragen kann, indem sie wissenschaftliche Exzellenz fördert und auszeichnet.